

MATTHES
& SEITZ
BERLIN
PAPER.
BACK



Edward Abbey

DIE EINSAMKEIT DER WÜSTE

Eine Zeit in der Wildnis

Aus dem Englischen
von Dirk Höfer

Matthes & Seitz Berlin

Für Josh und Aaron

INHALT

Einleitung des Autors 7

Der erste Morgen 15

Solitär 23

Paradiesschlangen 31

Kliffrosen und Yuccas 40

Polemik: Der industrielle Tourismus und die Nationalparks 61

Gestein 86

Cowboys und Indianer 111

Cowboys und Indianer, Teil II 127

Wasser 148

In der Hitze des Nachmittags: Fels, Baum und Wolke 167

Das mondäugige Pferd 177

Den Fluss hinab 194

Havasu 248

Der tote Mann am Grandview Point 260

Tukuhnikivatz, eine Insel in der Wüste 273

Episoden und Visionen 290

Terra Incognita: Ins Labyrinth 312

Muttergestein und Paradox 328

Anmerkungen des Übersetzers 337

Abbildungsverzeichnis 342



EINLEITUNG DES AUTORS

Vor etwa zehn Jahren trat ich an einem Ort namens Arches National Monument¹ für eine Saison eine Stelle als Park Ranger an. Der Ort liegt in der Nähe von Moab, einer Kleinstadt im Südosten Utahs. Weshalb ich dort hingegangen bin, spielt keine Rolle mehr; was ich dort vorgefunden habe, ist das Thema dieses Buchs.

Mein Job begann mit dem ersten April und endete mit dem letzten September. Mir gefiel die Arbeit und das Canyonland und so kehrte ich im darauffolgenden Jahr für eine weitere Saison zurück. Ich wäre auch noch ein drittes Jahr und alle Jahre wieder gekommen, aber zu meinem Leidwesen wurden die Arches, die, als ich sie das erste Mal besuchte, ein unberührter Ort waren, erschlossen und so gut ausgebaut, dass ich mich gezwungen sah zu gehen. Ein paar Jahre später kam ich dennoch wieder, wanderte herum und blieb für eine dritte Saison. So war ich besser gerüstet, die Veränderungen zu verstehen, die in meiner Abwesenheit veranlasst worden waren.

Es waren schöne Zeiten damals, besonders in den ersten beiden Saisons. Der Tourismus war noch kaum entwickelt und die Zeit verstrich äußerst langsam, so wie Zeit eben verstreichen sollte, in trägen und langen Tagen, die so weiträumig und frei wie die Sommer der Kindheit waren. Zeit genug also, nichts oder fast nichts zu tun, und das Meiste in diesem Buch habe ich, manchmal direkt und unverändert, den Seiten meines Tagebuchs entnommen, das ich in den nahtlos ineinander übergehenden Tagen jener großartigen Sommer führte und füllte. Der Rest des Buches besteht aus Abschweifungen und Exkursionen zu Ideen und Orten, die mit dieser ersten Saison in den Canyonlands auf unterschiedliche Weise zu tun haben.

Das Buch ist nicht primär ein Buch über die Wüste. Wo ich meine Natureindrücke aufgeschrieben habe, habe ich mich vor allem um Genauigkeit bemüht, denn ich glaube, dass schon in der einfachen Tatsache eine Art Poe-

sie, ja sogar eine Art Wahrheit liegt. Die Wüste aber ist eine gewaltige, eine ozeanische Welt, die auf manche Weise so tief, vielschichtig und mannigfaltig wie das Meer selbst ist. Die Sprache knüpft ein mächtiges weitmaschiges Netz und fischt nach einfachen Tatsachen, wo der Fakten zu viele sind. Weiß ein Mensch nur genug, kann er ein ganzes Buch über den Wacholder verfassen. Nicht unbedingt über den Wacholder im Allgemeinen, sondern über jenen speziellen Wacholderbusch, der, in der Nähe des alten Zugangs zum Arches National Monument, auf einem Felsvorsprung aus nacktem Sandstein wächst. Ich habe jedoch versucht, etwas anderes zu tun. Da man von der Wüste nicht mehr in ein Buch aufnehmen kann, als ein Fischer mit seinem Netz aus dem Meer zieht, habe ich versucht, eine Welt aus Wörtern zu erschaffen, in der die Wüste eher als Medium denn als Material erscheint. Nicht Imitation, sondern Evokation war das Ziel.

Von diesem bescheidenen Anspruch abgesehen, ist das Buch ziemlich einfach und geradlinig gehalten. Dem normalen Leser werden natürlich ein paar Fehler auffallen, für die ich mich entschuldige. Ich bin selbst der Meinung, dass vieles an dem Buch in seiner Haltung ungezogen, grob, übellaunig, von heftigen Vorurteilen geprägt, nicht gerade konstruktiv, ja sogar offen antisozial ist. Seriöse Kritiker, seriöse Buchhändler, seriöse Englischdozenten werden beim Lesen dieses Werks eine starke Abneigung entwickeln; hoffe ich zumindest. Allen anderen kann ich lediglich sagen, dass die Tugenden des Buchs, so es welche besitzt, nicht unabhängig von seinen Fehlern gesehen werden dürfen; dass man auf eine Weise falsch liegen kann, die mitunter zwingend richtig ist.

Man wird beanstanden, dass sich das Buch viel zu sehr mit den bloßen Erscheinungen, mit der Oberfläche der Dinge befasst und versäumt, die Muster jener vereinheitlichenden Beziehungen zu behandeln und zu enthüllen, die die wahre, dem Dasein zugrundeliegende Wirklichkeit bilden. An dieser Stelle muss ich gestehen, dass ich so gut wie nichts von einer wahren grundlegenden Wirklichkeit weiß, und ihr auch nie begegnet bin. Klar, zahlreiche Leute behaupten, ihr begegnet zu sein, aber sie dürften einfach mehr Glück als ich gehabt haben.

Ich für meinen Teil finde Gefallen genug an Oberflächen – nur sie scheinen mir tatsächlich von großer Bedeutung. Dinge zum Beispiel wie die

Hand eines Kindes, die nach der deinen langt, der Geschmack eines Apfels, die Umarmung eines Freunds, einer Geliebten, die seidige Haut eines Mädchenschenkels, das Sonnenlicht auf Fels und Blättern, das Erleben von Musik, die Rinde eines Baums, die Erosion von Sand und Granit, klares Wasser, das in ein Naturbecken stürzt, der Widerstand des Windes – was sonst gibt es? Was brauchen wir anderes?

Leider kam ich nicht umhin, ein paar scharfe Worte über meinen zeitweiligen Arbeitgeber, den National Park Service im Innenministerium der US-Regierung loszuwerden. Selbst die Regierung ist nicht ganz von Kritik verschont geblieben. Ich möchte deshalb darauf hinweisen, dass der Park Service viele Jahre lang unter starkem Druck mächtiger Kräfte gearbeitet und unter den gegebenen Umständen seine Aufgaben relativ gut erledigt hat. Verglichen mit anderen Regierungsbehörden macht der Park Service seine Sache gut, bei weitem besser als die meisten anderen. Dies rechne ich jedoch nicht seinen Verwaltungsbeamten an – wie Beamte überall zeichnen sie sich hauptsächlich durch ihre unsägliche Mittelmäßigkeit aus –, sondern den vor Ort arbeitenden Rangern und Naturforschern, die in der Mehrheit fähige, ehrliche und engagierte Leute sind. Unter denen, die ich persönlich gekannt habe, sticht besonders Mr. Bates Wilson aus Moab, Utah hervor, der zu Recht als Gründer des Canyonland Nationalparks erachtet werden kann. Für die hier geäußerten Meinungen darf er nicht zur Verantwortung gezogen werden, verantwortlich ist er aber für vieles, was ich von einem Land verstehe, das wir beide lieben.

Ein Wort zu den Namen. Alle in diesem Buch erwähnten Personen und Orte haben tatsächlich existiert oder existieren noch. Doch für manche Personen, die ich einst in der Gegend von Moab kannte, habe ich zum Schutz der Privatsphäre fiktive Namen erfunden und in einigen Fällen die räumlichen und zeitlichen Gegebenheiten verändert. Wer diese Zeilen zu Gesicht bekommt, wird dies hoffentlich verstehen und mir verzeihen, die anderen wird es nicht kümmern.

Zuletzt noch eine Warnung:

Steigen Sie im kommenden Juni bloß nicht in Ihr Auto, machen Sie keinen Ausflug ins Canyonland, in der Hoffnung, etwas von dem zu Gesicht zu bekommen, was ich auf diesen Seiten zu schildern versucht habe. Zunächst

einmal: Vom Auto aus können Sie gar nichts sehen; Sie müssen schon aus der gottverdammten Kiste aussteigen und zu Fuß gehen, besser noch, auf Händen und Knien über den Sandstein und durch das dornige Gebüsch und die Kakteen kriechen. Erst wenn Blut ihren Weg markiert, werden Sie vielleicht etwas zu sehen bekommen. Eher nicht. Und zweitens ist vieles, worüber ich in diesem Buch schreibe, bereits nicht mehr vorhanden oder geht viel zu rasch unter. Das Buch ist kein Reiseführer, sondern eine Elegie. Ein Denkmal. Sie halten einen Grabstein in der Hand. Ein blödes Stück Fels. Geben Sie acht, dass es Ihnen nicht auf den Fuß fällt – besser, Sie werfen damit auf etwas Großes, Gläsernes. Was haben Sie schon zu verlieren?

E. A.

April 1967

Nelson's Marine Bar, Hoboken



EAGLE PARK

KLONDIKE
BLUFFS

DEVILS GARDEN

MOLLIE
HOGANS

THE HIGHLANDS

SALT
VALLEY

ARCHES

FIERY FURNACE

CACHE VALLEY

HERDINA
PARK

NATIONAL

WILLOW FLATS

GARDEN OF
EDEN

PARK

THE WINDOWS
SECTION

THE GREAT WALL

PETRIFIED
DUNES

COURTHOUSE
TOWERS

MOAB CANYON

MOAB VALLEY

COLORADO RIVER

Moab

Dark Angel •
Double O Arch •

Navajo Arch • • Landscape Arch
Partition Arch •

Pine Tree Arch
Tunnel Arch

Campground
Skyline Arch
Broken Arch

Sand Dune Arch

Delicate Arch

Wolfe Cabin •

Panorama
Point

Arch
Eye of the Whale •

Balanced
Rock

Ham
Rock

Cove
Arch

Ribbon Arch
Double Arch
Parade of Elephants

Turret Arch • North Window
South Window

Ring Arch

Sheep Rock

Tower of Babel

The Organ

Three
Gossips

Three
Penguins •

Big
Bend

*Gebt mir die Stille, das Wasser, die Hoffnung,
gebt mir den Kampf, das Eisen, die Vulkane.*

PABLO NERUDA



DER ERSTE MORGEN

Das ist der schönste Ort auf Erden.

Orte wie diese gibt es viele. Ob Mann oder Frau, jeder trägt das Bild eines idealen Ortes in seinem Herzen und in seinen Gedanken, das Bild des richtigen Ortes, des einen wahrhaftigen Zuhauses, ob es nun bekannt oder unbekannt ist, echt oder vorgestellt. Ein Hausboot in Kaschmir, ein Blick über die Atlantic Avenue in Brooklyn, ein graues, zweistöckiges Farmhaus im gotischen Stil am Ende einer Schlackestraße in den Allegheny Mountains, eine Hütte am Ufer eines blauen Sees mitten in einem Fichten- und Tannengebiet, eine schmierige Gasse am Hafen von Hoboken, oder für jene mit einer weniger anspruchsvollen Sensibilität der Blick auf die Welt von einem hoch in den zarten, samtigen Smogfahnen Manhattans, Chicagos, Paris, Tokios, Rios oder Roms liegenden, bequem eingerichteten Appartements – der Fähigkeit des Menschen, sich zuhause zu fühlen, sind keine Grenzen gesetzt. Theologen, Himmelspiloten und Astronauten haben sogar von hoch oben, in der kalten schwarzen Ödnis des interstellaren Raums, den Ruf des Zuhauses vernommen.

Ich nehme vorlieb mit Moab in Utah. Natürlich meine ich damit nicht das Städtchen selbst, sondern das Land, das es umgibt – das Canyonland. Die Slickrock-Wüste. Den roten Staub, die ausgeglühten Felswände und den einsamen Himmel – all das, was am Ende der Straße liegt.

Dass dies die richtige Wahl war, zeichnete sich ab, als ich heute Morgen aus einem Wohnanhänger der Parkverwaltung trat – meinem Caravan – und das erste Mal in meinem Leben die Sonne über dem Hoodoo-Stein des Arches National Monument aufgehen sah.

Die Nacht zuvor konnte ich nur wenig erkennen. Nachdem ich von Albuquerque aus aufgebrochen und den ganzen Tag gefahren war, vierhundertfünfzig Meilen weit, kam ich nach Einbruch der Dunkelheit bei kaltem,

windigen und wolkigen Wetter in Moab an. In der im Norden der Ortschaft liegenden Zentrale der Parkverwaltung traf ich den Parkdirektor und den leitenden Ranger, bis auf einen Hausmeister die einzigen auf Dauer Angestellten in dieser Verwaltungseinheit des amerikanischen Nationalparksystems. Nach einem Kaffee händigten sie mir einen Schlüssel für den Wohnwagen aus und beschrieben mir, wie er zu erreichen sei. Der Job bringt es mit sich, dass ich nicht in der Zentrale, sondern auf mich allein gestellt in dieser Einmannstation gute zwanzig Meilen draußen in der Wüste lebe und arbeite. So habe ich es natürlich auch gewollt, sonst hätte ich mich erst gar nicht für diese Arbeit beworben.

Nachdem ich die Zentrale und die Lichter von Moab hinter mir gelassen hatte, fuhr ich noch zwanzig Meilen auf der Straße in nördlicher Richtung, bis ich rechter Hand zu einer Staubstraße kam, an der ein kleines hölzernes Schild den Weg wies: Arches National Monument, acht Meilen. Ich verließ den Asphalt und bog nach Osten in die heulende Wildnis ein. Der Wind brauste aus Nordwest, schwarze Wolken vor den Sternen – alles, was ich sehen konnte, waren Flecken von Gestrüpp und vereinzelte Wacholderbüsche entlang des Wegs. Dann ein weiteres einfaches Schild:

ACHTUNG: TREIBSAND

KEINE DURCHFAHRT

WENN DER BACH WASSER FÜHRT

Im Licht meiner Scheinwerfer sah das Bachbett völlig trocken aus. Ich fuhr hinein, durchfuhr es, fuhr auf der anderen Seite wieder nach oben und in die Nacht. Beidseits der Piste tauchten seltsame Buckel aus blassem Fels auf, wie versteinerte Elefanten, Dinosaurier, steinzeitliche Kobolde. Hin und wieder huschte etwas Lebendiges über die Straße: Kängurumäuse, ein Präriehase, ein wie eine Mischung aus Waschbär und Eichhörnchen aussehendes Tier – ein Katzenfrett. Etwas weiter kamen zwei Maultierhirsche aus dem Gestrüpp, sie sprangen quer durch die Lichtkegel meiner Scheinwerfer und wirbelten kleine Staubwölkchen auf, die vom Wind, der schneller war als mein Pickup, erfasst und in die Dunkelheit davongetragen wurden. Der Weg war eng und steinig und wand sich scharf nach rechts und links, tauchte in enge Sturzzinnen ein und kam wieder hervor, stieg

langsam an auf einen Hügel zu, den ich erst im Licht des nächsten Tages erblicken würde.

Schnee wirbelte durch die Luft, als ich die zaunlose Linie überquerte und die Grenzmarkierung des Parks passierte. Eine Viertelmeile dahinter stieß ich auf die Ranger-Station – ein großer Platz an der Piste, eine Informationstafel unter einem Schutzdach und fünfzig Schritt entfernt der kleine Regierungs-Wohnanhänger aus Blech, in dem ich die kommenden sechs Monate leben würde.

Eine kalte Nacht, kalter Wind, der Schnee fiel wie Konfetti. Im Scheinwerferlicht des Pickups schloss ich den Wohnanhänger auf, holte das Bettzeug und mein Gepäck und zog ein. Mit Hilfe der Taschenlampe fand ich das Bett, ich entledigte mich meiner Stiefel, entrollte den Schlafsack, kroch hinein und legte mich unverzüglich schlafen. Das Letzte, was ich noch mitbekam, war das Schwanken des Wohnwagens im Wind und, im Innern, das Geräusch hungriger Mäuse, die angesichts der guten Nachricht, dass der lange, magere, einsame Winter nun vorbei sei, umherflitzten; endlich war ihr Freund und Versorger wieder da.

Ich erwache vor Sonnenaufgang, stecke meinen Kopf aus dem Schlafsack, luge durch ein eisiges Fenster auf eine trübe und verschwommene, von Nebelschwaden durchzogene Szenerie, in deren Hintergrund dunkle fantastische Formen aufragen. Eine unglaubliche Landschaft.

Ich stehe auf, wandere in meiner langen Unterwäsche und Socken umher, ducke mich unter der niedrigen Decke und der noch niedrigeren Türöffnung des Wohnanhängers, einer Überlebensmaschine, die so effektiv und kompakt konstruiert ist, dass für einen Mann kaum genügend Platz zum Atmen bleibt. Eine eiserne Lunge ist das, mit Fenstern und Jalousien.

Die Mäuse sind verstummt, sie beobachten mich aus ihren Verstecken, aber der Wind bläst noch, und der Boden draußen ist schneebedeckt. Kalt wie ein Grab, ein Kerker, eine Höhle; ich lege mich auf den staubigen Boden, auf das kalte von Mäusekot gesprenkelte Linoleum und drücke den Zünder des Butangas-Ofens. Nachdem das Ding in Betrieb ist, heizt sich der Raum rasch auf, stickig und ungesund, eine Schicht warmer Luft unter der Decke, wo mein Kopf ist, und von den Knien abwärts nichts als kalte Luft. Allerdings verfügen

wir über alle unverzichtbaren Annehmlichkeiten: Gasherd, Gaskühlschrank, Wasserkocher, Spülbecken mit fließendem Wasser (falls die Rohre nicht zugefroren sind), Schränke und Regale, alles in Armlänge erreichbar. Das Gas kommt von zwei draußen in einem Verschlag verstauten Stahlflaschen; das Wasser fließt über ein Gefälle aus einem Tank, der in einen nahegelegenen Hügel eingegraben ist. Ziemlich luxuriös für die Wildnis. Es gibt sogar eine Duschkabine und ein Spülklosett, in der Schüssel liegt eine tote Ratte. Alles sehr angenehm. Meine arme Mutter hat ohne diese Bequemlichkeiten fünf Kinder großgezogen und würde wohl noch immer ohne auskommen, hätte es Hitler, den Krieg und den allgemeinen Wohlstand nicht gegeben.

Zeit, sich anzuziehen, hinauszugehen und sich in der Landschaft umzuschauen, Frühstück zu machen. Ich versuche meine Stiefel überzustreifen, aber vor Kälte sind sie steinhart. Ich zünde eine Herdflamme an und halte die Stiefel mit der Öffnung nach unten über die Flamme, bis sie biegsam genug sind, damit ich meine Füße hineinzwängen kann. Ich streife eine Jacke über und gehe hinaus. In die Mitte der Welt, den Nabel Gottes, Abbeys Land, in die rote Einöde.

Die Sonne ist noch nicht zu sehen, aber vieles deutet auf ihren baldigen Aufgang hin. Lavendelfarbene Wolken segeln wie ein Schiffsgeschwader durch die blassgrüne Dämmerung; die Wolken stehen abgeplattet auf dem Wind, ihre Unterseiten leuchten in feurigem Gold. Im Südosten, in zwanzig Meilen Luftlinie, stehen die Gipfel der Sierra La Sal, zwölf bis dreizehntausend Fuß über dem Meeresspiegel, schneebedeckt und rosa getönt vom morgendlichen Sonnenlicht. Die Luft ist trocken und klar, aber auch kalt. Die letzten noch vom Sturm der vorigen Nacht übriggebliebenen Nebelbänke jagen davon wie Geister und lösen sich im Wind und dem anstehenden Sonnenaufgang in nichts auf.

Die Sicht ist weit und geht ungehindert in alle Richtungen, lediglich im Westen steigt das Gelände an und der Horizont ist nur ein paar hundert Schritt entfernt. Blicke ich in Richtung Berge, kann ich in fünf oder sechs Meilen Entfernung die dunkle, in das Sandsteinplateau geschnittene Schlucht des Colorado sehen, nicht aber den Fluss selbst tief unten in der Schlucht. Im Süden, auf der anderen Flussseite liegt das Tal des Moab zwischen tausend Fuß hohen Felswänden, mit der Ortschaft Moab irgendwo

auf dem Talgrund; sie ist zu klein, um sie von hier aus sehen zu können. Jenseits des Moabtals erstreckt sich bis zu den Blue Mountains fünfzig Meilen weiter im Süden weiteres aus Canyons und Tafelbergen geformtes Land. Im Norden und Nordwesten sehe ich die Roan und die Book Cliffs, sie bilden die zweifach gestaffelte Flanke des Uinta-Plateaus. Am Fuß dieser Steilabfälle, vielleicht dreißig Meilen entfernt und für mich unsichtbar, verläuft die US-Straße 6-50, eine wichtige Handels-, Verkehrs- und Müllader, sowie die Hauptlinie der Eisenbahn zwischen Denver und Rio Grande. Ostwärts, unter der aufsteigenden Sonne, liegen weitere Mesas, weitere Canyons, Meile um Meile roter Steilabhänge und trockenen Tafellands, die sich unter dem purpurfarbenen Dunst, der gekrümmten Kurve des Planeten entlang, bis zu den Bergzügen des Colorado erstrecken – ein Wüstenmeer.

In diesem gewaltigen Umkreis, in der Mitte und im Vordergrund des Bildes, meinem ziemlich persönlichen Hoheitsgebiet, liegen die 33 000 Morgen des Arches National Monument, dessen einziger Bewohner, Nutznießer, Beobachter und Wächter ich nun bin.

Was sind die Arches? Von meinem Platz vor dem Wohnanhänger aus kann ich ein paar der über hundert im Park vorhandenen Steinbögen sehen. Es handelt sich um natürliche Bögen, Löcher im Fels, Fenster im Gestein, keiner gleicht in Form und Größe dem anderen. In ihren Maßen reichen sie von Löchern, durch die man gerade hindurchgehen kann, bis zu Öffnungen, die weit und hoch genug sind, um die Kuppel des Kapitols in Washington, D.C. aufnehmen zu können. Manche gleichen Henkeln oder Strebebögen, andere Naturbrücken, doch mit einer technischen Besonderheit: eine Naturbrücke überspannt einen Wasserlauf, ein Naturbogen nicht. Die Bögen sind über Hunderttausende von Jahren durch die Verwitterung riesiger Sandsteinwände oder -rippen geformt worden. Die Bögen sind weder das Werk einer kosmischen Hand noch, wie viele Leute glauben, von Sand und Wind gehöhlt worden, sondern sie entstanden und entstehen noch immer durch die kaum merkbliche Sprengkraft von Regenwasser, Schneeschmelze, Frost und Eis sowie unter Einwirkung der Schwerkraft. Farblich variieren sie von schmutzigem Weiß bis zu gelblichen, rosa, braunen oder roten Tönen, Schattierungen, die sich zudem mit der Tageszeit, den Lichtverhältnissen, dem Wetter und dem Himmel ändern.

Wie ich so dastehe und auf dieses monströse und unmenschliche Spektakel aus Felsen und Wolken, Himmel und Raum starre, überfällt mich eine lächerliche Begehrlichkeit und Besitzgier. Ich möchte all das kennenlernen, möchte alles besitzen, möchte die ganze Szenerie heftig und aufs Innigste umarmen, so wie ein Mann eine schöne Frau begehrt. Ein verrücktes Verlangen? Nicht unbedingt – zumindest gibt es hier nichts, keine Menschenseele, die mir den Besitz würde streitig machen können.

Der schneebedeckte Boden reflektiert den Himmel und den nahenden Sonnenaufgang, er schimmert in mattblauem Licht. Der schmale Feldweg, ein ebenso verlockender wie primitiver Pfad ins Nichts, führt in engen Kurven den Hügel hinab in das Herz eines Labyrinths aus nacktem Stein. In der Nähe der ersten Bogengruppe, die über einer Biegung der Straße aufragt, ist ein etwa fünfzig Fuß hoher Felsblock zu sehen, der in heikler Balance einem ebenso hohen Sockel aufsitzt; er sieht aus wie ein Kopf von der Osterinsel, wie ein steinerner Gott oder ein versteinertes Oger.

Wie ein Gott, wie ein Oger? Eigentlich möchte ich genau diese Neigung, der Natur menschliche Züge zu verleihen, unterbinden und sie in mir ein für alle Mal ausmerzen. Ich bin nicht nur hier, um für eine Weile dem Lärm, dem Unflat und dem Trubel des Kulturapparats¹ zu entkommen, sondern auch, um der reinen, unverstellten Existenz, dem Elementaren und Fundamentalen, dem Muttergestein, das uns trägt, wenn möglich unmittelbar und direkt ins Angesicht zu blicken. Ich möchte in der Lage sein, in einen Wacholder, ein Quarzstück, einen Geier, eine Spinne zu blicken, möchte sie anschauen und sehen, wie sie an sich sind, bar all der ihnen durch den Menschen zugeschriebenen Eigenschaften, anti-kantianisch und frei von allen Kategorien wissenschaftlicher Beschreibung. Ich möchte Gott oder Medusa von Angesicht zu Angesicht begegnen, selbst wenn dies hieße, alles, was mich als Menschen ausmacht, zu verlieren. Ich träume von einem harten und brutalen Mystizismus, in dem das nackte Selbst mit einer nichtmenschlichen Welt verschmilzt und doch auf eine Weise unversehr, individuell und eigenständig überlebt. Paradox und Muttergestein.

In ein paar Minuten wird die Sonne am Himmel stehen und ich habe noch nicht einmal mit dem Kaffeekochen begonnen. Ich hole noch weiteres Gepäck aus meinem Pickup, die Essenskiste und das Kochgerät, gehe in den

Wohnwagen zurück und beginne mit dem Frühstück. Allein das Atmen an einem Platz wie diesem regt den Appetit an. Der Orangensaft ist gefroren, die Milch sulzig vom Eis. Im Wohnwagen ist es immer noch so kühl, dass sich mein Atem niederschlägt. Als die ersten Sonnenstrahlen auf die Felswände fallen, gieße ich mir dampfenden Kaffee in den Becher und setze mich, dem Sonnenaufgang zugewandt und wärmebedürftig, in die Tür.

Und plötzlich ist er da, der flammende Ball, schickt seine Strahlen auf die Zinnen und Minarette und schwebenden Felsen, auf die Canyonwände und durch die Öffnungen in den Sandsteinrippen. Wir begrüßen einander, die Sonne und ich, über dreiundneunzig Millionen Meilen schwarzer Leere. Der Schnee funkelt zwischen uns, endlose Flächen voller Diamanten, auf die zu blicken beinahe weh tut. Der ganze dem Sonnenlicht ausgesetzte Schnee wird in einer Stunde weggetaut sein und den Fels feucht und dampfend zurücklassen. In kürzester Zeit, ich kann dabei zusehen, tropft tauender Schnee von den Zweigen eines nahen Wacholders; langsam sickern einzelne Wassertropfen die Seite des Wohnwagens hinunter.

Ich bin doch nicht ganz allein. Drei Raben kreisen in der Nähe des schwebenden Felsens, krächzen sich und auch die Morgenröte an. Ich bin sicher, sie sind genauso entzückt von der Wiederkehr der Sonne wie ich, und wünsche mir, ihre Sprache zu sprechen. Lieber mit den Vögeln hier auf der Erde Ideen austauschen als sich darauf einlassen, intergalaktische Kommunikation mit einer unbekannten humanoiden Rasse auf einem Planeten des Betelgeuse-Sonnensystems² zu betreiben. Doch eins nach dem anderen. Die Raben rufen mit heiseren Stimmen, schlagen mit ihren blauschwarzen Flügeln vor dem goldenen Himmel. In meinem Rücken macht sich das brutzelnde Geräusch und der Geruch von bratendem Speck bemerkbar.

So war es an diesem Morgen.

Edward Abbey, geboren 1927 in Indiana, Pennsylvania, gilt heute als einer der Begründer der modernen Naturschutzbewegung. In den 1950er-Jahren arbeitete er nach einem Philosophiestudium als Park Ranger in der Wüste Utahs. Während seiner langen, einsamen Tage schrieb er mehrere Romane, in deren Zentrum häufig die kargen Landschaften des Südwestens der Vereinigten Staaten stehen. Sein Roman *The Monkey Wrench Gang* wurde 1975 zum Kultbuch der Umweltaktivisten. Der Durchbruch gelang ihm jedoch erst mit seinen Aufzeichnungen aus Utah: *Die Einsamkeit der Wüste*. Abbey starb 1989 in Arizona.

Dirk Höfer, 1956 geboren, ist Autor und Übersetzer und lebt in Berlin. Bei Matthes & Seitz Berlin erschienen u. a. seine Übersetzungen von *Der Pilz am Ende der Welt* von Anna Lowenhaupt Tsing und von *Imkern in der Endzeit* von Larisa Jašarević.

Matthes & Seitz Berlin · Paperback · 091

Erste Auflage dieser Ausgabe 2026

Copyright der deutschen Ausgabe © 2016

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Großbeerenstr. 57A, 10965 Berlin, Deutschland

info@matthes-seitz-berlin.de

Der hier abgedruckte Text erschien erstmals in der Reihe NATURKUNDEN, herausgegeben von Judith Schalansky.

Copyright © der Originalausgabe 1968 *Desert solitaire* by Edward Abbey, renewed 1996 by Clarke Abbey, McGraw-Hill, New York, 1968.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG.

Umschlaggestaltung und Satz: Pauline Altmann, Palingen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-4553-3

eISBN 978-3-7518-4559-5

www.matthes-seitz-berlin.de